

nottäte, neue Wege. „*Quello che è buono non è nuovo e quello che è nuovo non è buono*“ (Rossini)¹.

Marburg a. L.

Leo Spitzer.

Ludwig Sütterlin, Neuhochdeutsche Grammatik unter besonderer Berücksichtigung der neuhochdeutschen Mundarten. Erste Hälfte. München, Beck. 1924. XXII, 504 S. 8°. [Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen. II, 2.] M. 16.60.

Die Wissenschaft von der deutschen Sprache ist heutigestags übel daran. Auf der einen Seite steht ein jüngeres Geschlecht, das ausschliesslich der Geschichte der Ideen seine Arbeit zuwendet und die Sprachgeschichte als unfruchtbar, als überwunden beiseite schiebt. Andere stehen zwar diesen ersten nahe, aber sie wenden ihre Huld doch auch der Sprache zu. Sie wollen zwar von Rubrizieren, Analogiebildungen, Kontaminationen nichts wissen, aber sie verstehen die Geschichte der deutschen Sprache von der Höhe ihres „idealistischen“² Standpunkts. Sie machen es, wie es jüngst Lerch im Vorwort zu seiner französischen Syntax mit dankenswerter Klarheit ausgesprochen hat: sie haben zuerst eine Idee, dann sehen sie zu, ob die Tatsachen damit stimmen. Was dabei unter Umständen herauskommen kann, zeigt der Aufsatz von W. Stammler in der Zs. für Geisteswissenschaft und Literaturgeschichte, dessen Kartenhaus ich umgeblasen habe, oder Eugen Lerch, dessen Fahrlässigkeiten Gerh. Rohlf in der Zs. für franz. Spr. u. Lit. zur Strecke gebracht hat. Auch Arno Schirokauer muss ich hier nennen, der in einem eben erschienenen Aufsatz über Otfried (in derselben Zeitschrift, in der auch Stammlers Abhandlung steht) über die deutsche Syntax eine solche Flut von verborgener Weisheit ergiesst, dass man ihm wirklich etwas Böses antun möchte, freilich auch den Herausgebern Kluckhohn und Rothacker, die doch durch Schaden hätten klug werden können. Er hat z. B. entdeckt, „dass die Tatsache des Wissens und damit der Kausalität damals so ausser jedem Zweifel war, dass die Kausalsätze — anders als in den lateinischen Vorlagen — im Indikativ zu stehen pflegen. Dem Römer war die Causa von zweifelhafter Realität, sie war ein Produkt der Vorstellung, eine Formel des Verstandes. Der Franke des neunten Jahrh. konstruiert den Kausalsatz indikativisch, d. h. tatsächlich.“ Ich will verraten, dass es meiner eindringenden Forschung gelungen ist, nachzuweisen, dass auch andere deutsche Stämme und andere Jahrhunderte den Indikativ in

¹ Gut ist der Vergleich von Sprache und Sprechen mit der Mechanik des Schachspiels bzw. der Schachpartie — nur ist er von Saussure. — Neu scheint mir folgender Hinweis: „Was man durch psychologisch vertiefte, bescheiden der Sache dienende stilistische Unterscheidung selbst der kleinsten sprachlichen Einzelheit erreichen kann, zeigt z. B. der wertvolle Aufsatz Etmayers über die ‚Rolle der Verba vicaria im poetischen Stil Lafontaines‘.“ Ich habe mich vergebens seit dem Erscheinungsdatum (1922) dieses von Winkler gelobten (also wohl verstandenen) Etmayerschen Aufsatzes um dessen Verständnis bemüht und habe auch von Fachgenossen, Sprach- wie Literaturwissenschaftlern, nie eine Aufklärung erhalten können. Es wäre eine verdienstvolle Tat, wenn Winkler, dem pädagogischen Fähigkeiten eignen, den Romanisten zu jenem Aufsatz den Weg bahnte. . .

² Beiläufig: ich finde den Ausdruck höchst unglücklich; was sich mit Ideen beschäftigt, ist deswegen nicht idealistisch. Richtiger wäre es, von Ideenphilologie zu sprechen.

Kausalsätzen anwenden, und dass ich in den lateinischen Vorlagen Kausalsätze mit *quia, quod, quoniam* entdeckt habe, in denen gleichfalls der Indikativ steht. Sch. weiss ferner, dass „alle deutschen Partikeln aus Pronomina entstanden sind, die ihrem Wesen nach eine Wiederaufnahme der Substantiva des Vorsatzes mit sich bringen“. Ich würde glücklich sein, wenn Sch. mich belehren möchte, aus welchen Pronomina z. B. *aber, ak, est, halt, noch, nu, ob, wenn* hervorgegangen sind. Das Schönste aber ist folgender Satz, dem ich durch keine Kritik etwas von seinem Schmelz rauben will: „Jede Satzverbindung läuft im Deutschen auf eine Satzverschmelzung und -Verschlingung hinaus; jede Periode, in der antiken Syntax eine statische Republik von Sätzen, entartet hier zu einer dynamischen Tyrannei wie der Stabreim.“

Gegenüber denen, die den „Positivist“ gern die kleinliche Beschäftigung mit den nüchternen Tatsachen überlassen, macht sich auf der anderen Seite vielfach die Meinung geltend, nicht die Germanisten, sondern die Indogermanisten seien die berufenen Erforscher der deutschen Sprachgeschichte, und es gibt Verleger, die diese Anschauung zu teilen scheinen. So kommt es, dass Hirt eine Geschichte der deutschen Sprache schreibt, Sütterlin eine neuhochdeutsche Grammatik. Mag sein, dass Germanisten nicht zur Verfügung standen oder sich nicht zur Verfügung gestellt haben, vielleicht weil ihnen eine solche Aufgabe Anforderungen zu stellen schien, denen sie sich nicht unterwerfen mochten. In der Tat ist die Aufgabe so, wie sie Sütterlin gefasst hat, sicher gross, und er könnte zufrieden sein, wenn er sie auch nur unvollkommen gelöst hätte.

Ich kann jedoch diese Anschauung nicht als einen Fortschritt betrachten. Ich muss es aufs nachdrücklichste behaupten: eine wirkliche Geschichte der deutschen Sprache, eine wirkliche Grammatik des Nhd. kann nur der schreiben, der aufs genaueste mit dem Leben der Sprache in den Denkmälern selbst vertraut ist. Nun hat ja Sütterlin Grosses geleistet, eine riesige Stoffmasse bewältigt, vielfach gute Einzelerklärungen gegeben. Aber im Grunde ist sein Buch weniger eine neuhochdeutsche Grammatik unter Berücksichtigung der Mundarten als eine Grammatik der Mundarten unter Berücksichtigung der Schriftsprache, aber dieses eben nicht in voll befriedigender Weise. Es wäre z. B. bei der Besprechung des Pronomens *he* doch von Wert, zu wissen, dass es bei Luther vorkommt, dass das angeblich kölnische *Jüd* (S. 190) Luther nicht fremd ist, bei dem Umlaut in *ümmer*, dass er nicht nur nd. ist (S. 170), sondern auch bei den Nürnbergern begegnet, dass eine dem Brienzer *niewwis* (etwas) entsprechende Form bei Nikolaus Manuel auftritt, dass das „ostleischische“ *m* für *ng* (der von Schmeller übernommene Ausdruck ostl. sollte aus den grammatischen Darstellungen verschwinden) sich vielfältig bei Aventin findet, dass er *weiszt* im älteren Nhd. gar nicht selten ist, (vgl. Kehrein I, 283; Eyb II, 132, 12, *waiszt nit*) und auch bei Wieland erscheint (Curme, grammar of the German Language³ 318). Der Germanist würde auch nicht behauptet haben, dass bei den Fremdwörtern auf *-ieren* *gem* im Mhd. „noch selten“ sei, denn ihm würden alle die *gestlorieret, gecondwieret, geleischieret, gerottieret, gezimieret* usw. im Ohre klingen, die bei den mhd. Klassikern ihr Wesen treiben. Auch würden ihm vermutlich die Samm-

lungen Pfeiffers, Germ. XI, 446, und der Aufsatz von G. Maier in Kluges Zeitschrift I, 281 gegenwärtig sein, der übrigens auch in meiner Geschichte der deutschen Sprache verzeichnet steht. Der Germanist würde auch bei dem Typus *anhero*, *hinfüro* (S. 205) festgestellt haben, dass es sich um Kanzleiwörter handelt; dagegen zeugen nicht „die“ mitteldeutschen Mundarten mit dem einen *hinfüro* aus dem Hennebergischen und dem einen *nunmehr* aus der Rochlitzer Pflege (*zuforto* gehört überhaupt nicht hierher). Mit dieser Feststellung schwindet auch die Möglichkeit, in diesem -o ein mundartliches ö = „auch“ zu sehen, die auch aus anderem Grunde abzuweisen ist. (Vgl. meine Bemerkungen in der Festschrift für Ehrismann S. 192 f.)

Ich komme nun zu der Darstellung der Mundarten. Hier muss ich zunächst eine allgemeine Bemerkung machen gegenüber dem Verwerfungsurteil, das Sütterlin über den Sprachatlas ausspricht. Ich halte es für ein grosses Unrecht, über diesen ein Urteil zu fällen, wenn man ihn nicht genau kennt. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, dass der Begründer des Sprachatlas selber die naheliegenden Bedenken erwogen hatte, die S. geltend macht. Dass der Sprachatlas nicht eine phonetisch völlig zureichende Aufnahme der Laute ersetzen will und kann, ist selbstverständlich. Im übrigen: wenn Sütterlin auch nur ein paar Stunden mit den Marburger Herren am Atlas gearbeitet hätte, würde er gesehen haben, dass seine Bedenken wie Spreu im Winde zerstreuen. Gegenüber den abfälligen Aeusserungen von Sütterlin und Hirt verweise ich auf die begeisterteste Anerkennung durch Arthur Hübner in seiner Schrift über die Mundart der Heimat, der wochenlang in Marburg gearbeitet hat. Ich selbst habe zahlreiche Arbeiten über hessische Mundarten veranlasst, und fast jeweils hat sich bei der Sonderforschung der Atlas glänzend bewährt.

Was nun die ungemein reichen Sammlungen Sütterlins von mundartlichen Tatsachen betrifft, so ist es ganz selbstverständlich, dass eine wirkliche Vollständigkeit nicht erreicht werden konnte. A. Pfalz hat in eingehender Nachprüfung gezeigt, dass in der Schilderung bairisch-österreichischer Erscheinungen beträchtliche Lücken und Ungenauigkeiten bestehen (Die Neueren Sprachen 32. 395), und Müller hat einen ähnlichen Nachweis für das Sächsische geführt (Zs. des Sprachver. 1924, 86 f.). Recht empfindlich ist, dass die grossen Wörterbücher nicht genügend zu Rate gezogen worden sind. Der Ausfall des *n* in *Abend* begegnet nicht bloss in Imst, Appenzell, Brienz, „fränkisch“ (was heisst das?), sondern in ganzen grossen Gebieten der Schweiz, im Elsass, im Schwäbischen; der in *eweg* (= mhd. *enweg*) ist nicht nur vogtländisch, sondern auch baslerisch, elsässisch, schwäbisch und begegnet in Rappenaau, in Oberhessen (Crecélius II, 898; Weigand, alte Aufl. II, 1061). Bei Durchsicht der Wörterbücher würde auch das *u* vor *ck* ohne Umlaut eine ganz andere Darstellung erhalten haben (129 u. 131). Uebrigens dürfte auf S. 129 das wichtige *Bruck* mit den zahlreichen Ortsnamen nicht fehlen, so wenig wie auf S. 120 oben das Wort „Rucksack“. Andererseits wäre festzustellen gewesen, dass das Wort *Glück*, soviel ich weiss, oberdeutsch nicht ohne Umlaut erscheint; es ist doch offenbar Fremdwort; das einheimische Wort ist *G'fell*, das positive Wort zu unserem *Unfall*. Der Umlaut von *manch* ist nicht bloss kölnisch (130), sondern gilt weithin in der Schweiz, in der südlichen

Hälfte des Schwäbischen, im Elsassischen¹. In als Zeichen des Dativs begegnet nicht nur im Oesterreichischen, sondern auch in der Schweiz, im Elsass, im Schwäbischen (hier nur bei Personenbezeichnungen). *j* als Anlaut von *Georg* eignet nicht nur dem Aargau sondern auch dem Elsass, ist „wohl allgemein verbreitet“ im Schwäbischen; auch als Anlaut von *Gips* ist es nicht auf den Aargau beschränkt, sondern begegnet auch in Basel, Murten, Solothurn, im Elsass.

Zu Nutz und Frommen der vermutlich kommenden zweiten Auflage (die hoffentlich auch ein Register bringt) gebe ich noch eine Reihe von Bemerkungen zu einzelnen Punkten. S. 94: hier sind die lautlichen Kennzeichen der Md. falsch angegeben (richtig S. 37). — S. 35: als Kennzeichen des Nordbayerischen kann man wohl *lieb*, *goud* anführen, aber nicht *höut*. — S. 125: für den Umlaut von *iu* sollen nur die Mundarten gewissen Anhalt geben: vgl. aber Germ. 34, 370. — S. 126: *langbärtig*, *zweischläfrig*, *hemdsärmelig* sind keine Zusammensetzungen, sondern Zusammenbildungen, ebensowenig *Freimaüerei*, das Ableitung von *Freimaurer* ist. — S. 126: *Schultheiss* ist kein Gegenbeispiel gegen die Umlautung durch *ei*, denn *l* + dentalem Verschlusslaut ist umlauthemmend. — S. 130: das *ü* von *Jüd* bedürfte der Erklärung. — S. 192: für das angebliche Nebeneinander von *brät* und *wäch* im Hessischen würde ich gerne Zeugnisse kennen lernen; wo es *brät* heisst, heisst es nach meiner Kenntnis auch *wäch*, und wo es *wäch* heissen soll, heisst es *brät*. Aber die Form *wäch* selbst ist nur von ganz beschränkter Verbreitung; was sonst so klingt, ist tatsächlich nur ein *wäch*, wo auf *a* ein palatales *ch* folgt, in Fortsetzung des ursprünglich in *weich* stehenden Lautes. — S. 199: mit mhd. *iu* hat Luthers „Hausrecken“ schlechterdings nichts zu tun. — S. 201: *Herzöge*, *Bischöfe* sind reine Analogiebildungen, haben mit den Lautgesetzen der Tonsilben über den Umlaut keinen Zusammenhang. — S. 216: Sütterlin hat nicht bemerkt, dass die Belege für Wegfall einer Eingangssilbe in Fremdwörtern weitaus überwiegend solche mit vokalischem Anlaut sind. Ich füge noch *Stiefel* (aestivale) hinzu und verweise auf ahd. *spisa* (expensa), *spunon* (exponere), mhd. *Pülle* (Apulia). — S. 289: den Satz über Verners Gesetz verstehe ich nicht. — S. 392: *jeder* entsteht nicht aus *je* + *weder*, sondern geht über *iowedar* auf *iogihwedar* zurück. — S. 393: weshalb *einander* „ursprünglich beide Teile verändern musste“, ist mir unklar². — S. 473: hier immer noch der alte Streitbergische Irrtum, dass alle Präfixe perfektivierend seien; bei *be-* ist das ganz gewiss nicht der Fall. — S. 695: dass in *ich habe ihn gehen heissen*, *gehen sehen* alte *ge-*lose Partizipien vorlägen, sollte doch nicht immer wieder als möglich hingestellt werden. — S. 491: bei der Abgrenzung von *haben* und *sein* in der Praeteritalumschreibung dürfte doch wohl mein Aufsatz: „ich habe geschlafen“, Zs. f. d. Ph. 32, 64, f. genannt sein, der den Ausgangspunkt für Pauls „abschliessende“ Abhandlung gebildet hat.

G i e s s e n .

O. B e h a g h e l .

Ludwig Wolff, Studien über die Dreikonsonanz in den germanischen Sprachen. Berlin. Ebering. (Germanische Studien, Heft 11.) 190 S. 8°.

So ziemlich das einzige, was ich an dem Buche auszusetzen habe, ist sein Titel, der undeutlich ist. Es handelt

¹ Er erscheint auch bei Hebel! ² Siehe meine Syntax I, 410.